

insbesondere die in der Sozialpartnerschaft gemachte Erfahrung gezeigt, daß dem Volk die Konfliktscheu ihrer Spitzenpolitiker jedenfalls genützt hat.“ (S. 44 ff.)

Die größte Gefahr für das in Österreich im Vergleich zu anderen Ländern hohe Maß an Ausgewogenheit der wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Strukturen sieht Kienzl in den unübersehbaren Entsolidarisierungstendenzen in fast allen Bereichen, die er als ein Produkt des Wohlstands erklärt, welcher viele Bindungen an früher bestehende Kollektive aufgelöst hat: „Natürlich ist der Mensch, der im Auto, im Einfamilienhaus, im Fernsehen, in der leeren Fabrik und im Büro vereinzelt ist, und vor allem im Auto den Mitmenschen als Gegner, zumindest als Konkurrenten um den Parkplatz und um das Überwechseln bei der Kreuzung sieht, ein anderer als jener, der in der Fabrik auf Gedeih und Verderb auf seinen Kollegen angewiesen war. Dazu kommt noch die Erziehung in der Kleinfamilie, womöglich als Einzelkind, und in der Schule, die junge Menschen mit einem Übermaß an Selbstbewußtsein erfüllt. Ihnen wird eingetrichtert, daß sie die Gewerkschaft nicht brauchen, sondern ihre Probleme mit dem Chef schon am besten selber regeln können. Aber im tiefsten Grund ihres Bewußtseins rechnen sie damit, daß, wenn etwas schiefgeht, schon die Gemeinschaft helfen wird, sei es, daß sie sich um einen Arbeitsplatz sorgt, sei es, daß sie für selbstverursachte Krankheiten und Unfälle mit ihrem Gesundheitsvorsorge- und Fürsorgesystem zu Hilfe kommen wird.“ (S. 87 f.)

Hier sieht Kienzl eine wichtige Aufgabe vor allem für die Gewerkschaftsbewegung darin, die Angewiesenheit des einzelnen auf die Gesellschaft und ihre Unterstützung in vielen Lebenslagen den Menschen wieder mehr bewußt zu machen und so dem um sich greifenden Floriani-Prinzip entgegenzutreten.

Gewisse Gefahrenzeichen für die Solidarität sieht Kienzl auch in der Gewerkschaftsbewegung, in vereinzelt erkennbaren Tendenzen, Gruppenvorteile durch Vorpreschen bei Lohnforderungen zu erringen. In den meisten Fällen hätten sich solche Gruppen selbst geschadet, bei einer Aufgabe der solidarischen Lohnpolitik wären jedoch für die Arbeitnehmer als Gesamtheit schwerwiegende Nachteile zu erwarten. Als wichtigstes Ziel gewerkschaftlicher Politik bezeichnet Kienzl in Zukunft weiterhin die Vollbeschäftigung, nicht zuletzt deshalb, weil sie von rechts und links zunehmend in Frage gestellt wird. Vollbeschäftigung wirklich zu wollen heißt aber auch, ihr andere Forderungen wirtschafts- oder sozialpolitischer Art erforderlichenfalls auch unterzuordnen.

Soweit einige wichtige Grundzüge des wirtschafts- und sozialpolitischen Credos eines altgedienten Gewerkschaftsfunktionärs und Notenbankers, der zur Erfolgsstory der Zweiten Republik nicht wenig beigetragen hat und die Fortsetzung der erfolgreichen Entwicklung der letzten viereinhalb Jahrzehnte auch in Zukunft für wünschenswert und möglich hält. Dennoch mischen sich in den generellen Optimismus des Autors auch gewisse Zweifel, welche offenbar auch im Titel, bei dem ein leicht resignativer Unterton unüberhörbar mitklingt, zum Ausdruck kommen sollen.

Die Skepsis hat offensichtlich auch psychologische Gründe, daß die meisten Weggefährten und Mitkämpfer des Autors, die eine politische Orientierung persönlich verbürgten, heute von der politischen Bühne abgetreten sind. Über das ganze Buch verstreut finden sich viele persönliche Reminiszenzen an Akteure der Wiederaufbauperiode, welche der Lektüre des an sich schon flüssig geschriebenen Buches zusätzliche Würze geben.

Teilweise scheint Kienzls Skepsis auch aus einer Überbewertung bestimmter Entwicklungen zu resultie-